Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 3. 10. 1937 | Nr. 40

Jung und Alt!

Der in **Prag** erscheinenden Wochenzeitung „**Rundschau**“, einem offiziellen Organ der Sudetendeutschen Partei **Konrad Henleins** entnehmen wir folgende Betrachtung:

Einmal trafen sich irgendwo zwei Männer. Der gleiche Weg schafft oft eine neue Bekanntschaft. Sie unterhielten sich über Wichtiges und Unwichtiges, bis der Sechzigjährige, der Ältere von beiden, zu seinem Weggenossen ganz unvermittelt sagte: „Wie alt sind Sie eigentlich, Herr?“

„Fünfunddreißig!“

„Fünfunddreißig? — Ja, dann stehn sie ja gerade mitten drinn! Sie sind nicht mehr jung, und Sie sind auch noch nicht alt. Fünfundzwanzig Jahre weg — ein Kind, fünfundzwanzig dazu — ein alter Mann! Ja. In fünfundzwanzig Jahren also, da sind Sie dann auch so ein nichtswürdiges Subjekt, eine gegenstandslose Überflüssigkeit. Na, was sagen Sie? Überflüssig, wie? Wir Alten ...“

„Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen.“

„Nichts? So. Sagen Sie, haben Sie Kinder?“ —

„Ja. Zwei Buben und ein Mädel. Zehn, acht und sechs Jahre. Feine Kerle das! Alle drei ... sie sind mein Stolz!“

„So? Und sind Sie auch deren Stolz?“

„Also ich verstehe Sie wirklich nicht.“

„Na, Sie werden das schon noch begreifen lernen, wenn Sie in meine Jahre kommen. Wir Alten haben eben auch darin unsere Erfahrung. Wir sind nichts ... Die Jungen sind alles ... Jawohl!“

„Aber das ist doch ganz unsinnig, was Sie da reden!“

„Unsinnig? Möglich. Aber schließlich ist der Gedanke ja gar nicht von mir, sondern von denen ... das heißt, von den — Jungen!“ Das klang beinahe feindselig. So, als ob der Mann, der diese Worte hastig hervorstieß, schwer gedemütigt worden wäre.

„Sie sprechen so als wenn zwischen den „Alten“ und den Jungen Feindschaft wäre ...“

„Jawohl, so ist es. Doch nein, es ist keine Feindschaft! Wir beneiden den Jungen ihre Jugend nicht. Nur diese gewisse Verächtlichkeit ist es, mit der die Jugend heute von den „Alten“ spricht, uns nicht zur Kenntnis nimmt, uns nicht grüßt! ... Mann! Sie sind nun gerade in den Jahren, wo Sie zwischen den Dingen stehen. Ich will Ihnen sagen, was mich ärgert, was mir nicht recht ist und ich will von Ihnen wissen, wie Sie darüber denken.“

„Sprechen Sie.“

„Ja also: Es gibt etwas Trennendes zwischen uns Alten und den Jungen. Das ist — ich sage es gerade heraus — diese gewisse Überheblichkeit der heutigen Jugend. Alles was gut ist — meinen sie, — haben Sie getan. Alles was schlecht ist, sei unsere Schuld. Was wir sagen, sei falsch, — denn wir sind die „Alten“. Alles was sie denken sei recht, — denn sie sind eben die „Jungen“. —

„Man kann doch um Himmelswillen das Alter eines Menschen nicht zum Maßstab für die Güte seiner Gedanken und Taten machen!“

„O doch, man tut es eben. Und weil man nach diesem Maßstab mißt, deswegen sind wir die Nutzlosen, geht man an uns vorbei, achtet uns nicht, — grüßt uns nicht ... Vielleicht bin ich etwas überempfindlich, und sehe alles viel schlimmer als es ist ... aber sagen Sie: ist das deutsch?“

„So alt die deutsche Geschichte ist, hat der Sohn immer den Vater, die Jugend immer das Alter geehrt!“

„Sehen Sie! Das ist das Zeugnis der Ehrenhaftigkeit eines Volkes, daß es sich vor seinen weißen Häuptern verneigt. Die ihre Väter nicht achten, können vor sich selbst nicht die nötige Achtung haben!“

„Ja, das ist gewiß so.“

„Und wissen Sie. was schuld daran ist, daß diese Achtung vor den Älteren geschwunden ist? Weil man sagt, daß alles Gute, die neue Ordnung im Volk, die neue Weltanschauung, kurz und gut alles, im Kampf gegen die Alten — von den Jungen geschaffen worden wäre. Davon kommt es, daß die Achtzehnjährigen tun, als hätten Sie ihren großen Anteil daran ... und es ist doch ganz anders. Wer stand denn im vierjährigen Ringen um die Heimat, damit sie den Jungen bleibe? Wer legte denn die ersten Grundsteine zur neuen Weltanschauung. Sie ist nicht in einem Jahr geboren worden! Wer arbeitete denn für die Jugend, daß sie leben, wachsen und lernen konnte? Wer erzog sie ... Wir wollen keinen Dank. Aber wir wollen die Achtung, verstehen Sie?“ —

„Jung und Alt! Wer kann daran die Güte eines Menschen messen! Sie irren sich, mein Herr, und wenn es wahr ist, was Sie sagen, dann irren sich auch die Jungen! Denn die Alten glauben, wenn vom „schlechten Alten“ gesprochen wird, — wären sie gemeint. Und die Jungen, soweit sie nicht verständig genug sind, glauben es ebenso. Gemeint ist aber das „schlechte Alte“ und nicht die Alten! Wenn man aber, lieber alter Herr, mit Hoffnung und Stolz von der Jugend spricht, dann deswegen, weil sie es ist, die einmal die neue Weltanschauung in neuer Zeit mit ihrem Leben erfüllen soll. Das ist nun freilich nicht ein Verdienst der Jugend, — sondern nur deren Verpflichtung. Wenn Alte von uns verachtet werden, dann gilt das jenen, die ihres Eigennutzes wegen Feinde unserer Bewegung sind! Dieselbe Verachtung aber gilt auch Jenen, wenn sie das Gleiche tun. Unsere Verehrung aber gilt allen Alten, die sich ehrlich und tapfer für uns durchs Leben schlugen, und erst recht dann, wenn sie im Ringen um die neue Weltgestaltung Seite an Seite mit den Jungen gehen, oder uns mindestens zu verstehen suchen. Denn Tausende, die am Aufbau unserer neuen Gedankenwelt mitschufen, stehen bereits im Greisenalter und segnen die Jugend, die das Werk vollenden soll. Alt und Jung, — die einen waren es, die anderen werden es ... sind sie nicht alle eins?“

„So ist es. Nun, dann sind wir Alten doch mit ihnen ... mit den Jungen!“

„Die Volksgemeinschaft umfaßt sie **alle**, und kann weder diese noch jene missen. Kann nicht auf die Lebenserfahrung der Alten, und nicht auf die Tatkraft der Jungen verzichten. Sie müssen Kameraden sein. Dem Alter geziemt Achtung, und jener Junge, der sie ihm versagt, ahnt vielleicht gar nicht, daß er in seiner Selbstüberschätzung den Weg zurückgeht, der aus dem schlechten Alten führte.“ **W. Z.**

Felix Timmermanns:

Bauernpsalm.

Im Insel-Verlag zu Leipzig ist der unvergleichlich schöne „Bauernpsalm“ des großen flämischen Dichters Felix Timmermanns erschienen. Die Übersetzung verdanken wir Peter Mertens.

Dieses stolze und zugleich kindlich gläubige, mutige und demütige Buch beginnt mit dem Bekenntnis: „Ich bin nur ein armer Bauer, und obwohl ich Elend genug durchgemacht habe, erscheint mir das Bauernleben doch als das schönste auf Erden. Ich möchte nicht mit einem König tauschen. Ich danke dir, Gott, daß du einen Bauern aus mir gemacht hast!“

Und dieser Bauernpsalm, der nichts anderes ist als ein großes Erntedankfest, schließt mit folgendem Gebet:

Mein Herr und mein Gott, du sandtest mich als Bauer auf die Welt, um zu säen und zu mähen. Ich habe es getan im Licht deiner Güte, und es hat mich glücklich gemacht.

Aber auch du hast mich nicht verschont. Du hast mir ab und zu ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben. Ein guter Vater spart die Rute nicht. Vielleicht wäre es besser gewesen, wir hätten uns vorher immer darüber ausgesprochen, denn nun wußte ich oft gar nicht, wofür ich denn gestraft wurde, murrte und zürnte dir.

Krankheit und Armut, Schimpf und Schande, Unglück und Tod, Sorge und Elend, und außerdem lud ich schwere Schuld auf mich durch viele Sünden

Es war schlimm, sehr schlimm, aber es ist nun alles vorbei. Und was vorbei ist, braucht mich nicht mehr zu ängstigen. Möge nun der Blitz woanders einschlagen, ich habe mein Teil gehabt. Meine Haare sind grau geworden, und mein Rücken hat sich unter der schweren Last gekrümmt.

Aber ich lebe noch! Und wenn ich so die Augen schließe, um über mein Leben nachzudenken, dann sehe ich nicht die dunklen und traurigen Dinge, die mich gequält und gepeinigt haben; die Wunden sind vernarbt, der Schmerz ist vergessen, und ich sehe nur noch die schönen Dinge. Wie die Jahreszeiten mit hellen Tagen voll Farbe und Licht, mit sonndurchflutetem Regen und fröhlichem Schnee aufeinanderfolgen, wie Fine und Frisine, beide mit Flügeln an den Schultern, hinter einer Wolke hervorlugen und mich anlächeln, während ich säend über meinen Acker schreite. Das Alter ist wie ein Sieb, das nur die Sonne durchläßt und die Erinnerungen vergoldet. Und das ist gut so, denn was sollte der Mensch sonst anfangen, wenn er sich tagaus, tagein von Gott verstoßen und betrogen fühlte! Die schönen Erinnerungen wecken immer wieder den Wunsch, die herrlichen Stunden von neuem zu erleben, und so gehen wir mit frischem Mut an die Arbeit.

O Herr, laß mich noch lange arbeiten, laß mein Leben noch lange dauern! Es ist so gut und schön, und die Sehnsucht nach deinem Himmel ist noch nicht so stark, daß ich meinen Spaten aus der Hand legen möchte. Das Verlangen nach meinem Acker ist stärker.

Herrgott, ich danke dir für dieses freie Feld, über dem du dich unsichtbar erhebst bis in den höchsten Himmel. Auch in der Nacht danke ich dir, wenn du zwischen den Sternen thronst. Ich danke dir für den Frühling, den Sommer, den Herbst und den Winter, denn alle vier sind eine freundliche Gebärde deiner Güte, und die Freuden und Früchte, die sie uns bringen, sind immer dieselben, und dennoch ist es so, als erhielten wir sie stets zum allerersten Mal.

Ich danke dir für den Regenbogen, den du über die Gewitterwolken spannst, für den Regen, der die Früchte des Feldes erquickt, für die Sonne, die sie aus dem Boden lockt, für den Wind, der das Böse vertreibt und den Windmühlen in die Flügel greift, für den Schnee, der die Wintersaat schützend umhüllt. Auch für den Mond danke ich dir, der immer im Zu- und Abnehmen etwas Gutes bewirkt, wenn man sich nach ihm zu richten weiß.

Dank für das fallende Laub der Bäume, denn es düngt; Dank für das Gras, das zu Milch wird! Dank für die Wolken, für den Bach, für die Kopfweiden und alle Gewächse, für die Rüben ebenso wie für die Radieschen; unter deinem Atem bekommen sie Leben und Wachstum, Geschmack, Farbe und Größe. Hab Dank für dein Schaffen Tag und Nacht! Du bist unser Gehilfe, deine Herrschaft dient uns wie ein Knecht.

Ich danke dir, Herrgott, im Himmel, auf Erden und überall.

Ich danke dir im heiligen Altarsakrament, dessen Hostie brüderlich aus demselben Korn stammt, aus dem wir das tägliche Brot backen. und die wir voller Anbetung mit Kerzenlicht und Weihrauch in der Prozession durch die Felder tragen. Dank selbst dem Christus, den ich aus Holz geschnitzt,-den ich mit der großen Dunkelheit und dem geringen Licht meines Herzens nachgebildet habe.

Ich danke dir, o Herr! ... mit Harfen- und Saitenspiel, wie es in meinem Gebetbuch heißt, aber ich habe nur eine Trompete, auf der ich gerade einen Walzer und einen Trauermarsch spielen kann. Ich danke dir aus ganzem, übervollen Herzen, mit aller Inbrunst meiner Seele!

Und daß deinen Bauern, als Zeichen dafür, daß du seinen Dank annimmst, noch viele Jahre im Schweiße seines Angesichts auf deinem Acker arbeiten!

Dank im voraus!

Erntedanklied

Erde — du bist das Korn und das Brot und die Traube.
Erde — du bist der Leib und der Geist und der Glaube.
Erde — du bist unserer Väter Arbeit und Blut.
Heimaterde — wir halten treu deine Hut!

Wir pflügten und säten und pflanzten in deinen Schoß.
Erde, du machtest es wachsen — o Wunder groß!
O ewiges Wunder bis an den jüngsten Tag,
Das keine Klugheit uns jemals ergründen mag.

Siehe: wir harren in grauen und blondem Haar!
Siehe: du bringst uns all deine Gaben dar!
Siehe: du bringst sie uns dar in köstlicher Fülle!
Siehe: wir stehen am Weg in Andacht und Stille.

Denn wir fühlen heimlich Gottes Hand
Prüfend sich legen über Volk und Land.
Denn wir fühlen alle des Ewigen Hände.
Denn wir fühlen alle der Notzeit Wende.

Erde — du bist das Korn und das Brot und die Traube.
Erde — du bist der Leib und der Geist und der Glaube.
Erde — du bist unserer Väter Arbeit und Blut,
Heimaterde — wir halten treu deine Hut!
Deutschland!

Hermann Claudius

Bückeberg-Land — ein deutsches Dichterland.

Zum fünften Mal seit dem Aufbruch der Nation feiert am 3. Oktober das deutsche Volk im Reich das **Erntedankfest** auf den Höhen des **Bückeberges**. Die Hüter heiliger deutscher Scholle aus Nord und Ost, Süd und West kommen hier zusammen, um dem Schöpfer für den Erntesegen des letzten Jahres den Dank darzubringen.

Dicht an der Weser, unweit der Rattenfängerstadt Hameln, erhebt sich der **Bückeberg**, der als Stätte des Erntedankfestes zu einem Wahrzeichen des deutschen Volkes geworden ist. Ist es ein Zufall, daß gerade dieser Berg dazu ausersehen wurde? Ein Berg, inmitten eines Landes, das so oft **Nährboden deutscher Dichtung** war, in dem immer wieder im Laufe der Jahrhunderte — bis in die Gegenwart hinein — deutsches Wesen dichterische Gestaltung fand!

Ein Dichterland ist das Land rund um den Bückeberg. Wo die **Brüder Grimm** die Volksmärchen der Deutschen fanden — ist die Sababurg drüben im Reinhardswald nicht das verwunschene Dornröschenschloß? — da war auch der abenteuerliche **Baron von Münchhausen** zu Haus. In seinem Garten in Bodenwerder steht noch das Häuschen, in dem er in fröhlicher Runde seine phantastischen Erlebnisse zum besten gab, die ein anderer — sehr gegen seinen Willen — der Nachwelt überliefert hat.

Auch **Wilhelm Busch**, der große Meister des urwüchsigen deutschen Humors, ist dem Weserberglande verbunden; viele Jahre verbrachte er im Solling, im Hause seines Onkels in Lüthorst unweit von Stadtoldendorf. Vergessen sei hier auch nicht **Hermann Löns**, der in seiner Novelle „Das Tal der Lieder“ dem kleinen Sollingdörfchen Hellenthal ein schönes Denkmal setzte. Seinen eigentlichen Gestalter aber fand das Land in **Heinrich Sohnrey**, der dem Solling entstammt und zum Hüter und Künder seiner Heimat wurde.

Nicht weit davon, am Fuß des Solling in der Abtei Corvey bei Höxter, in deren stillen Klausen arbeitsame Mönche die Annalen des Tacitus abschrieben und damit die ersten Mitteilungen über unsere Vorfahren vor der Vergessenheit bewahrten, fand **Hoffmann von Fallersleben**, der Dichter des Deutschlandliedes und vieler schöner anderer Lieder seine letzte Ruhestätte. Auch der Dichter des Liedes, das stets gemeinsam mit der Nationalhymne erklingt, ist diesem Lande verbunden: Hessisch-Oldendorf an der Weser erinnert uns an **Horst Wessel**, dessen Vorfahren dem Bückeberg-Land entstammten.

Ins liebliche Tal der Lenne schmiegt sich das Städtchen Eschershausen, in dem **Wilhelm Raabe** das Licht der Welt erblickte. Er sprach in seinen schönen Worten von den Bergen, die den Göttern heilig sind, die Sehnsucht der Deutschen aus und ward ein Künder des neuen Reichs, als er in seiner Erzählung „Nach dem großen Kriege“ schrieb:

„Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand,
Zu bauen das Haus, das Vaterland!
Ans Werk, ans Werk und lasset nicht Ruh',
Gegraben, gehämmert, zu und zu!
Mit Händen hart, mit Händen weich
Behauen die Steine zum Bau für das Reich.
Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht.
Keine Rast, bis das Haus zu Stand gebracht —
Ans Werk, ans Werk! ...“

Die Verwirklichung des Werkes, zu dem er sein Volk aufrief, hat Wilhelm Raabe wohl geahnt, aber nicht mehr gesehen. Auch den Zusammenbruch, der dem Aufbruch vorausging, hat er nicht mehr erlebt. Aber in der Zeit des tiefsten Niederganges erstand in diesem Lande in einem anderen Dichter der Gestalter des deutschen Schicksals in der schweren Zeit: **Hans Grimm**, der am Rande des Solling, in seinem Klosterhaus zu Lippoldsberg an der Weser, im Lande seiner Väter seinen großen Roman „Volk ohne Raum“ schuf.

Wenn wir die Dichtung überschauen, die im Bückeberg-Land erblühte, wenn wir sehen, welche Dichter ihm nach Geburt oder nach Wahl heimatlich verbunden sind, so spiegelt sich hier ursprünglichstes deutsches Wesen wider: Im Märchen aus der Tiefe des Gemüts, aus dem Volk namenlos aufsteigend, weitet sich die Dichtung zur großartigen Gestaltung deutschen Schicksals. Ein ewig sprudelnder Kraftquell alles Schaffens ist das Land rund um den Bückeberg.

Otto Hartmann.

Die Versuchung.

Der Großbauer hatte zwei Söhne, Zwillinge. Er wußte nun nicht, wem er nach seinem Tode den Hof übergeben sollte. Denn ungeteilt mußte er die Erde dem Erben übergeben, und einer nur durfte Bauer sein, König und Herr. Das verlangte ein altes ungeschriebenes Gesetz. Das Hofrecht ist wichtiger als der Mensch. Der Mensch geht; aber der Hof bleibt und wächst in die Jahrhunderte hinein.

Und darum war der Bauer in Nöten; denn beide Söhne standen im gleichen Recht und seinem Herzen gleich nahe, waren auch beide aus gleichem Holz geschnitzt und jochten in Bauernfron von Jugend an.

Da kam ihm ein Gedanke. Er rief seine beiden Söhne und sprach zu ihnen: „Ich komme in die Jahre, da ich den Hof lassen muß. Beide habt ihr ein gleiches Recht auf ihn. Ich halte es deshalb für recht und billig, daß ihr auch beide Erbe seid. Ich werde also den Hof teilen und jedem sein Anrecht zumessen. Morgen um diese Stunde sagt mir eure Meinung dazu."

Diese Worte waren für die beiden Söhne wunderlich genug. Hatte doch seit Menschengedenken im Dorf kein Bauer seine Erde geteilt. Also gingen sie jetzt in Wirren und suchten eine Antwort zu der Frage des Alten. Der eine von ihnen, der wohl zu rechnen verstand, daß die Hälfte mehr ist als gar nichts, fand vor Schlafenszeit eine Lösung, die ihm eine ruhige Nacht gab; der andere aber, schwerblütiger und erdhafter, ging mit quälenden Gedanken in seine Kammer. Er hatte aber den Tag über hinter dem Pflug gestanden, war rechtschaffen müde und glitt bald hinüber in Schlaf und Traum . . . Da hörte er harte Schritte in seiner Kammer, und als er die Augen auftat, standen Männer vor seinem Lager, Bauern im blauen Kittel, und wiesen alle dieselben schmalen kantigen Gesichter wie sein Vater. Und einer trat vor und sprach: „Wir sind deine Väter und Väter-Väter. Deine Nöte haben uns an dein Lager gerufen, daß wir die Antwort geben auf deine bange Frage. Siehe: Ein Hufe erhielt dein Urahn und eine leere Hofstelle, da er als Reiter nach dem großen Kriege ins tote Dorf kam und Bauer wurde und das Schwert mit dem Pflug tauschte. Zwei Hufen ließ er seinem Sohn. Und wir alle haben im gleichen Recht und gleicher Pflicht gestanden, der Erde in Treuen gedient und die ungeteilt dem Erben gelassen. Wir dachten nicht an uns. Wir zinsten der Erde, daß sie in die Jahrhunderte wachse."

Alle die toten Bauern traten dicht an das Lager des Jungen und sahen ihn mit harten Augen an. Wieder fragte sein Richter: „Bist du ein Bauer und willst unsere Scholle zerschlagen um deines Nutzens willen?"

Und ein zweiter rief: „Bist du ein Bauer und willst uns vor dem ganzen Dorf zum Gespött machen?"

Und ein dritter fragte: „Bist du ein Bauer und willst die Mühen und Nöte von dreihundert Jahren hinwerfen wie einen Dreck?"

Und der vierte schrie: „Bist du ein Bauer und willst Schacher treiben mit dem Schweiß deiner Ahnen?"

So trat ein jeder vor und drohte mit harter Anklage Sie lagen wie Brocken großer Bauernerde auf dem Jungen, daß sie ihm fast den Atem nahmen. Und da riefen alle die Bauern und streckten die Fäuste gegen ihn: „Wir nehmen dich nicht an! Wir nehmen dich nicht an!"

Einen Schrei tat der Junge . . . und erwachte. Er wußte nun, was zu tun auch ihm Pflicht und Recht war, um seiner Erde und um seines Geschlechtes willen.

Da zum Nachmittag der Vater die Söhne zu sich rief, sprach der eine: „Da mein Bruder mit mir dieselben Erbrechte besitzt, wäre es ein Unrecht von mir, ihm seinen Anteil zu rauben; ich nehme also deinen Vorschlag an: Wir teilen."

„Du hast klug gesprochen", sagte der Vater und sah den anderen Sohn an. Der stand da, hart und eckig, wie seine nächtlichen Besucher: „Ich kann nicht!" sagte er dumpf.

„Was kannst du nicht?"

„Ich zerschlage den Hof nicht."

Der Bauer sah ihn groß an, erstaunt und mit glimmenden Augen, und sprach jedes Wort betont und bedächtig: „So willst du, daß ich den Hof ungeteilt deinem Bruder gebe?"

Und ebenso fest kam die Antwort: „Das steht bei dir."

Noch eine Frage tat der Alte: „Und willst Knecht deinem Bruder sein auf der Erde, da du Bauer und Herr sein könntest?"

Da wandte sich der Junge in Schmerz: „Der Hof gilt mehr denn mein Leben."

Sprang der Alte auf und hielt seinen Jungen und stand wie ein Priester am Hochaltar: „So weiß ich nun, was der Hof fordert: Du sollst sein Erbe sein von einem Ende bis zum andern; denn du hast die Scholle lieber als dich selbst. Und nun komme, daß ich dem Vieh und dem Hofe sage, daß du Bauer und Herr bist von heute an.

Wilhelm Lennemann.

Ein Wunderbau.

Was ist nicht schon alles über den „Triumph der Ingenieurkunst", über den Eiffelturm, geschrieben worden, und über das Technikermonstrum des schiefen Turmes zu Pisa!

Gewiß — man steht und staunt und hält es für nahezu wunderbar, daß Menschenhand diese Bauwerke errichtet haben kann.

Und doch sind diese Wunder der Technik klein und ununscheinbar, sobald man sie mit den Wunderbauten der Natur vergleicht.

Die meisten Menschen freilich schreiten an den Wundern, die ich meine, achtlos vorbei. Wer sucht sie auch in einem wogenden Roggenmeer?

Dort aber muß man sich umschauen: Ein Roggenhalm ist der größte Wunderbau, dem sich kein menschlicher Kunstbau auch nur annähernd gleichberechtigt an die Seite stellen kann.

Ihr lächelt? Und doch ist's leicht zu beweisen:

Ich gehe von den Massen des Eiffelturms aus.

Seine Höhe beträgt 300 Meter, die vier Grundpfeiler wurzeln in Entfernungen von 129 Metern im Boden. Die Länge einer Seite am Fuß beträgt also 129 Meter, die Länge der Seite in der Höhe der ersten Etage jedoch nur noch 65 Meter und ist in der Höhe von 275 Metern, am Beginne der 25 Meter hohen Laterne, auf 16 Meter zusammengeschmolzen.

Wie, ein Roggenhalm, der selten wenig über 2 Meter hoch wird, soll dieses Riesenwerk übertreffen?

Ja! Nur müssen die Maße verglichen werden!

Der längste Roggenhalm, den ich diesen Sommer mit nach Hause brachte, maß bis zur Ähre etwa 2 Meter. Dabei betrug aber sein Durchmesser nur 3 Millimeter. Die Ähre war überdies noch 10 Zentimeter lang und durchschnittlich etwa 15 Millimeter dick. Dieser Roggenhalm (ohne Ähre) war also 666 mal so hoch als sein Durchmesser.

Hätte Eiffel, der berühmte Ingenieur, diese Masse seinem Turm zugrunde legen wollen, so hätte er bei der gleichen Seitenlänge des Eiffelturms ihn $666 \times 129 = 85\,914$ Meter hoch bauen müssen, also etwa 10 mal so hoch, als den höchsten Berg der Erde, den Gaurisankar im Himalaya.

Diese Rechnung allein setzt uns in Schrecken!

Dabei hätte das ungeheure Bauwerk überall gleichmäßig dick sein müssen! Da auf dem zwei Meter hohen Halm noch eine 10 Zentimeter lange Ähre saß, so hätte in der Höhe von 85 914 Metern noch ein Dach aufgesetzt werden müssen von $33\frac{1}{3} \times 129 = 4300$ Metern und $5 \times 129 = 645$ Meter durchschnittlicher Dicke!!

Wer in der Welt brächte ein solches Bauwerk zustande?

Der berühmte schiefe Turm zu Pisa ist 54,4 Meter hoch und weicht von der Senkrechten um 4,3 Meter ab. Wenn man also auf der abhängenden Seite der Plattform über den Rand einen Stein hinabfallen ließe, müßte er 4,3 Meter von der Grundmauer entfernt auf dem Boden anlangen.

Die Ingenieure haben sich oft darum gestritten, ob das Kunstwerk ursprünglich so gebaut worden sei, oder ob es sich erst im Laufe der Zeit nach der einen Seite gesenkt habe.

Nehmen wir das erstere an, um daraus bei dem Vergleiche mit dem Roggenhalm unsere Schlüsse ziehen zu können.

Das eine steht fest: Wenn man die überhängende Seite nur um 1 Gramm mehr belasten könnte, als die noch über dem Schwerpunkt liegende Masse beträgt, müßte der Turm zusammenstürzen.

Der Roggenhalm aber bekommt bei jedem auch noch so leichten Windstoß das Übergewicht. Ja, er beugt sich vor der Gewalt des Sturms bis zur Erde, um gleich darauf wieder emporzuschnellen.

Wie stellt also der schwache Getreidehalm den mächtigen schiefen Turm in Schatten!

Freilich: Er ist aus ganz anderem Material aufgeführt, das nur ihm, nicht aber dem Menschen zur Verfügung steht.

Und darin liegt die ganze Erklärung: Gleich unter der Oberhaut des Halms liegen langgestreckte, starke ineinandergekeilte Bastfasern. Sie vertragen sowohl den Zug als auch den Druck vorzüglich. Mag der Sturm den Halm von jeder Seite anfassen: Rund herum liegen die starken Strebepfeiler, die ihm Trotz bieten. — —

Nun möchten wir aber auch etwas von dem Zweck dieser prächtigen Einrichtung hören. Er kann mit der kurzen Formel gegeben werden: Kampf ums Dasein.

Ja, der Kampf ums Dasein war es, der Kampf mit den emporstrebenden Unkräutern, die den Roggenhalm in die Höhe trieben. Er mußte sich sein Plätzchen an der Sonne erkämpfen, das ihm vom Unkraut strittig gemacht werden sollte. Die Natur verlieh ihm die Kraft, mit möglichst wenig Baumaterial — der Halm ist ja hohl — in die Höhe zu kommen.

Die Pflanze verfolgte dabei aber auch einen Nebenzweck: So konnte sie die Ähre dem bestäubenden Winde am besten in den Weg stellen. Je weiter sie in den Halm schoß, desto besser gelang es, an den Wind den befruchtenden Blütenstaub abzutreten, desto besser gelang es, den ersehnten Pollen anderer Ähren zu erhaschen und Früchte zu tragen. Denn die Pflanze muß unbedingt von fremdem Blütenstaub getroffen werden. Der eigene führt niemals eine Befruchtung herbei. Darum haben die meisten vereinzelt auftretenden Roggenhalme eine aufrechtstehende „taube" Ähre.

Nun versteht man wohl, daß die schlanken Halme sich so vorzüglich in den großen Beständen vertragen. Überall sonst in der Pflanzennatur Kampf um Licht und Nahrung. Im Getreidefeld unter den Halmen eitel Friede. Jeder schickt sich in die Gewohnheiten seines Nachbars. Da gibt es keine rücksichtslosen Ellenbogen, mit denen der Stärkere den Schwächeren verdrängt. Sie haben sich gegenseitig angepaßt. Die Blätter sind schmal und langgestreckt, um den Nachbarn nicht des Lichts zu berauben. Sie laufen am Halm herab, wickeln seine weichen Stellen zärtlich ein und geben ihm Halt und Stütze. Da aber der verminderten Blattflächen wegen die Pflanze Hunger leiden müßte, hat sich der Halm bereit erklärt, mitzuarbeiten und geht nun mit seinem grünen Leib auch auf Broterwerb aus.

Das sind nun zweifelos für die Pflanze große Unbequemlichkeiten. Aber es gab eben keine andere Wahl, den tödlichen Umstrickungen des Unkrautes zu entkommen, als eben in die Höhe zu schießen.

So ist also auch dieser Wunderbau des Roggenhalms nur in der Not ersonnen und aufgeführt worden. Ja — Not entwickelt immer und überall — auch bei dem „schwachen" Pflanzengeschlecht — ungeahnte Kraft.

Cornel Schmitt.

Bauerngebet in der Ernte.

Du großer Gott, deß' Hand die Erde hält,
ohn' deß' Geheiß kein Spatz vom Dache fällt,

der Wolken lenkt, daß sie wie Lämmer gehn,
vor dem die Hagelwetter stillestehen,

du fülltest alles Feld! Nun hat's nicht Not,
du gabst uns gnädig unser täglich Brot.

Und gabst Gedeih'n und mehrest alles Gut,
gabst hellen Blick und fröhlich frisches Blut.

Gesunde Kraft, daß sich die Sense regt
und Schwad' zu Schwaden rüstig niederlegt.

Wend' Feuerswut von Scheuern, Stall und Haus
und lösche Feindschaft, wo sie glimmet, aus.

Gebeut den Fluten, wenn sie donnernd drohn,
scheuch' sie zurück, und brächen Dämme schon,

gib Hoffnung, die nicht wankt, und die nicht bricht,
sei du der Herzen ganz gewisses Licht.

Dein Segen sei mit uns, daß wir dein wert,
daß vätergleich dich Herz und Mund verehrt.

Daß Dank wie Opferrauch sich zu dir hebt,
der Ernten Herr und dessen, was da lebt.

Gustav Schüler.

Talka.

Feste der Arbeit in Ostpreußen.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Aus den litauischen Gegenden der Proinz Ostpreußen stammt der Ausdruck „Talka". Er läßt sich schwer übersetzen. Denn das Wort „Arbeitsfest" enthält nicht den Begriff der Arbeitsgemeinschaft zu gegenseitiger Hilfe. Und diese war das unverbrüchliche Gesetz der Dorfgemeinde.

Der Ursprung der Talkas geht auf die Zeit zurück, in der die Bauern einem adligen Herrn oder Amtmann, dem Verwalter eines Ritterguts, zur Fronarbeit an zwei, drei Tagen jeder Woche verpflichtet waren. Als die Fronarbeit abgeschafft wurde, blieb die Gewohnheit der gemeinsamen Arbeit, die sich zu gegenseitiger Hilfeleistung entwickelte.

Obenan steht die Talka des Hausbaues. Brände, die ein ganz aus Holz gebautes Gehöft mit Vorratshaus, Scheune, Stall und Wohnhaus in Asche legten, waren sehr häufig. Dann setzte die Hilfe der Nachbarn ein. Das Holz wurde angefahren, behauen und zusammengefügt. Nach wenigen Tagen stand bereits das neue Wohnhaus, und in längstens einer Woche waren auch die anderen Gebäude errichtet. Dem Abgebrannten lag nur als Dank eine reichliche Bewirtung der Helfer ob. Da auch bei den regelmäßig wiederkehrenden Talkas die Bewirtung eine sehr große Rolle spielte, kann man sie auch als „Feste der Arbeit" bezeichnen.

Die wirtschaftliche Bedeutung der gemeinschaftlichen Arbeit rechtfertigte nur zum Teil die bei der Bewirtung getriebene Verschwendung. Es war immerhin ein nicht zu unterschätzender Vorteil für den einzelnen Bauer, daß die Arbeit, die eine Woche oder länger in Anspruch genommen hätte, in einem Tag geschafft wurde.

Die erste Talka im Jahr begann im Juni mit dem Düngerfahren. Dann folgte das gemeinschaftliche Heumähen und als dritte die Roggenernte, die bei jedem Bauern bis auf das Einbringen der Garben in die Scheune erledigt wurde. Sie begann bei Tagesanbruch mit dem Mähen und endigte spät abends mit dem feierlichen Einbringen des Erntekranzes, wobei Schnitter und Mägde reichlich mit Wasser begossen wurden, was auch jetzt noch in manchen Gegenden Ostpreußens üblich ist.

Nachdem alle Beteiligten gründlich durchgeweicht waren, begaben sie sich nach Hause, vertauschten die nasse Arbeitskleidung mit dem Festgewand und erschienen dann wieder bei dem Gastgeber, um sich mit Speise und Trank reichlich bewirten zu lassen, worauf gesungen und getanzt wurde.

Die schönste Talka, die Linutalka, die von Mitte Oktober bis in den November hinein gefeiert wurde, erledigte das Flachsbrechen. Damals wurde noch viel Flachs angebaut, denn jede Hausfrau webte Leinwand nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch zum Verkauf, wodurch sie ein Stück Geld ins Haus schaffte. Und zu den Leinenmärkten erschienen von weit und breit Händler, um die Stücke Leinwand aufzukaufen. Auch die Männer brauchten für ihre Netze eine Menge Garn, das erst später durch die Baumwolle verdrängt wurde. Das Ziehen, das Weichen und Rösten des Flachses besorgte jede Wirtschaft allein mit ihren Kräften. Das Flachsbrechen jedoch wurde stets in einer Talka erledigt. Sie brachte den Hausfrauen einen erheblichen Vorteil, da sie gleich nach dem Aufhören der Talkas mit dem Spinnen des Flachses und bald darauf auch mit dem Weben beginnen konnten. Gemeinsames Spinnen, wie es im Reich in den Spinnstuben üblich war, kannte man in Litauen nicht.

Die Linutalka begann gegen Abend um drei Uhr und dauerte die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen. Jeder Mann un Bursche brachte seine Brake mit. Das war eine längliche Lade mit zwei durchgehenden Rillen, in die von oben ein doppeltes Messer von Holz kräftig hineingedrückt wurde, um die harten Flachsstengel an vielen Stellen zu zerbröckeln. Die Frauen und Mädchen hatten jede ein breites Schwingmesser aus Holz, mit dem sie in der Luft eine Handvoll der Stengel so kräftig und lange schlugen, bis die äußere, schon zerbröckelte Schale entfernt war und nur die reine weiche Faser übrig blieb, die gebündelt in der Klete, dem Vorratshause, aufgestapelt wurde.

Die Festfolge im Essen und Trinken sah folgendermaßen aus: Bald nachdem sich die Teilnehmer versammelt hatten, etwa um fünf Uhr, gab es die erste Mahlzeit, aus Kartoffeln und Fleisch bestehend. Dann wurde bis einhalb zehn Uhr fleißig gearbeitet. Bei gutem Wetter auf dem Hof, bei schlechtem in der Scheune. Die Beleuchtung lieferten Schiburis, noch jetzt in Ostpreußen als „Schibber" bekannt. Dünn gespaltene Fichtenscheite, die in einem hohen Gestell schräg aufwärts steckten, oder Kienspäne, die in einem auf hohem Gestell ruhenden Drahtkorb brannten.

Dann gab es ein Vornachtessen, mit Brot, Schinken, Wurst und Käse. Dazu wurde das säuerliche, selbst gebraute Bier, Alaus genannt, das im Geschmack und Aussehen dem heutigen Weißbier ähnelt, aber viel stärker eingebraut ist, und Honigschnaps getrunken, der allen Ostpreußen unter dem Namen „Bärenfang" bekannt sein dürfte. Es ist eine Mischung von Honig und Spiritus, mit sehr mäßigem Zusatz von Wasser.

Um zwölf Uhr folgt das Nachtessen, das aus Kartoffelbrei, gebratenem Speck und dicker Milch bestand. Darauf wurde eine Ruhepause bis zwei Uhr eingelegt. Von zwei bis fünf Uhr wurde noch einmal fleißig gearbeitet, worauf es einen Morgenimbiß mit Warmbier, Brot und Honig gab. War bis dahin die Arbeit nicht geschafft, dann wurde weiter gearbeitet bis einhalb acht, wo es die Hauptmahlzeit, bestehend aus Kohlsuppe mit Fleisch, Milchsuppe mit Nudeln, Pellkartoffeln und reichliches Getränk gab. Ein ergiebiger Schlaf am Tage stärkte alle Teilnehmer für die nächste Arbeitsnacht.